



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Das süddeutsche Bürgerhaus**

eine Darstellung seiner Entwicklung in geschichtlicher, architektonischer  
und kultureller Hinsicht an der Hand von Quellenforschungen und  
maszstäblichen Aufnahmen

Text

**Göbel, H.**

**Dresden, 1908**

1. Dachdeckung

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65608](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65608)

anlage verwerfen — zugunsten der Nachtstühle. Zweifellos brachte die zweckmäßige Ausbildung der Sekrete mitunter recht große Schwierigkeiten mit sich, zumal, wenn das Haus mehrere übereinander liegende Aborte erhalten sollte, deren jeder einen besonderen Schacht erforderte, die, hintereinander gestellt, mindestens einen Raum von 1.80 bis 2.00 m beanspruchten, häufig eine Fensteranlage illusorisch machten und durch ihre zumeist schlechte Dichtung eine ständige Quelle des Ärgers für den Hausherrn darstellten. Doch mag die Verwendung der Nachtstühle, deren einer auf Tafel 22 wiedergegeben ist, nicht allzu große Vorteile gezeitigt haben, wenigstens kommen dieselben etwa um 1800 mehr und mehr in Mißkredit.

Neben den im Hause befindlichen Sekreten bleiben naturgemäß die althergebrachten Hofaborte in Anwendung und sind noch jetzt vielfach, so namentlich in Zwingenberg und Ladenburg in Benutzung.

---

## f) Dachausbildung.

---

### 1. Dachdeckung.

Von den frühesten Zeiten schließt sich die Dachdeckung vollkommen der bürgerlichen Lebensart und Gewohnheit an, und kennt man zunächst nur Stroh- beziehungsweise Rohr-, Reiser- oder Schilfdächer, sowie die Eindeckung mit Schindeln. Erst später, etwa seit 1150, treten Ziegel-, Schiefer- und Metaldächer auf.

Trotz aller Verbote und Verordnungen hat sich die älteste Deckungsart, die mit Stroh, wenn auch nur noch vereinzelt, bis in unsere Zeit hinübergerettet. Unstreitig gewährt sie eine Reihe von Vorteilen, die ein hartes Dach nicht besitzt. Zunächst ist die Stroheckung, namentlich für den Bauern oder den noch Landwirtschaft treibenden Kleinbürger, eine ungemein billige, sowohl in der Herstellung wie in der Unterhaltung. Ferner ist das Strohdach sehr warm, läßt schwer Regen und Schnee durch und wirkt auf die unter ihm aufgespeicherten Getreide erhaltender wie jede andere Deckungsart. Der Hauptnachteil der Stroheckung liegt darin, daß dieselbe ungemein feuergefährlich ist, und man diesem Übelstande nur äußerst schwer abhelfen kann. Nähere Details dieser Deckung zu geben, dürfte überflüssig sein, und findet man dieselbe in jedem besseren Werke über Baukonstruktionslehre eingehend beschrieben. Es sei hier nur bemerkt, daß sich die alte Art der Eindeckung bis auf den heutigen Tag mit kaum merklicher Veränderung erhalten hat. Der moderne Einfluß ist nur sichtbar an der Firsteindeckung sowie an der Sicherung der Schornsteinanschlüsse durch Beziegelung der angrenzenden Dachteile. Schon um 1750 versuchte man die Feuersgefahr zu verringern durch Herstellung der Firste in besonders geformten Dachplatten (18 auf 12 Zoll), unter die die Strohschoben eingestreift wurden. Ein weiteres Mittel bestand darin, nach Auflegen der ersten Strohbündelschicht dieselbe mit nassem aufgelöstem Lehme satt zu überstreichen. Entstand ein Brand, so ging nur die oberste Lage in Flammen



auf, dagegen gestattete der festgewordene Lehm nur schwer dem Feuer ein Eindringen.<sup>27)</sup> Um 1770 macht der bekannte Ökonom und Forscher Herzberg einen Vorschlag, der, namentlich bei staatlichen Bauten, des öftern praktisch verwertet worden ist. Sein Mittel ist das folgende: „Es wird fetter Ton oder Lehm in Salzwasser aufgelöst, bis es zu einer dünnen Suppe wird, mit welchem man das Strohdach begießt. Gleich nachher, wenn dieser Guss noch nass ist, wird scharfer Sand dünn darauf geworfen, und die Materie mit einem Mauerhobel glatt gemacht. Wenn alles trocken geworden ist, wird der Überzug mit einer dünnen Mischung aus Kalk, saurer Milch und Eyern etliche Mahl



Abb. 200. Marktplatz zu Zwingenberg.

übergossen. Diese Zubereitung verhindert nicht allein das Eindringen der Nässe, sondern sichert auch für den Angriff des Flugfeuers und hemmt auf einige Zeit den Ausbruch der Flamme.“

Absolut sicher waren diese Mittel jedoch nicht, ebensowenig wie der oft gerühmte „Glaser'sche Feuerschutz auf Dächern“, und bewirkten sie in den meisten Fällen nur eine Verunstaltung der Dachfläche, ohne praktischen Wert zu besitzen.

<sup>27)</sup> Oeconomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien, 1774.



Schon früh müssen die Strohdächer in den Städten verschwunden sein; um etwa 1780 wird berichtet, daß nur noch wenige größere Orte Häuser mit Stroheckung aufweisen. Das gleiche gilt von den Schilfrohr- und Reiserdächern, die auf dem Lande bei untergeordneten Bauten ein längeres Dasein gefristet haben und stellenweise noch jetzt angetroffen werden. Es seien weiterhin die sogenannten Lehmschindeldächer nicht unerwähnt geblieben, die sich namentlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts einer großen Beliebtheit erfreuten. In einigen Gegenden haben sich auch in den Städten die Holzschindeln als Deckung länger behauptet. So gestattet eine chursächsische Verordnung von Jahre 1719, die 1763 bestätigt wurde, in Sachsen die Anwendung von Dachschindeln, „weil daselbst die Ziegel der Kaelte und des Wetters wegen“ nicht gut halten. Doch scheint man schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, denn am 29. März 1790 wird in einem Generale die Erbauung neuer Schindeldächer streng untersagt. Auch die Feuerordnungen verbieten durchgängig die Anlage derartiger Deckungen und gewähren zum Teil Prämien für Neuanlage von harten Dächern. In der Tat kann die Schindeldeckung mit Recht als die gefährlichste von sämtlichen weichen Deckungsarten bezeichnet werden. Die dünnen ausgetrockneten Eichen- oder Kiefernholzbrettchen fangen ungemein leicht Feuer und tragen zur raschen Verbreitung desselben bei, indem sie in brennendem und glühendem Zustande durch den Wind auf benachbarte Dächer getrieben werden und diese gleichfalls entzünden. Doch erwähnt Penther im Jahre 1744, daß in vielen Städten noch Schindelung anzutreffen sei.

Dächer in untergeordnetem Sinne, die als Wetterschutz bei Schuppen, über Haustüren und „Kaufmannsgewölben“, sowie als Interimsdeckung vorkamen, wurden bisweilen aus Brettern zusammengeschlagen. Entweder waren die Böhlen dicht aneinander gelegt, oder sie erhielten eine bessere Verbindung durch Falze; die Fugen deckten kleine Leisten. Das Ganze erhielt zum Schlusse einen Anstrich von Bleiweiß und Firnis. Wollte man besonders gut konstruieren, so trocknete man die Bretter vorher recht gründlich aus und überpinselte sie mit heißem Leinöl. Stellenweise wurde anstatt des Ölfarbenanstriches ein solcher aus einer Lauge von Teer und Vitriol bestehend vorgezogen.

Die harte Deckung in Gestalt von Ziegeln (zigel, ziegel, ziegelstein, tegel von tegula) wird urkundlich schon im 12. Jahrhundert erwähnt, doch dürfen wir kaum annehmen, daß dieselbe schon bei Privatbauten gebräuchlich war. Im 14. und 15. Jahrhundert wird das Ziegeldach schon allgemeiner. Es steht fest, daß um diese Zeit schon eine staatliche Aufsicht der Ziegelhütten, sowie ein einheitliches Größenformat üblich gewesen sein muß. „Im 1439 jar / vor sannt Johannis des täuffers tag / do verlyhent die siben Jörger Plarer dem Hafner das huws und den garten darhinder by dem landtgericht zehen jar jedes jars um ein pfund pfennig zins / und er soll und mag ain hütten daruff puwen uff syn kosten / und soll ziegel darinn brennen,“ hebt die Bestallung des „ziegellers“ der Stadt Konstanz an.<sup>28)</sup> 1446 wird schon ein bestimmter Tarifsatz von der Stadt verordnet und sollen 1000 „hole ziegel“ 1  $\frac{1}{2}$  3ß, 1000 „ziegelstain Fischbacher model“ 1  $\frac{1}{2}$  3ß, 1000 „flach ziegel“ 1  $\frac{1}{2}$  14ß kosten und nicht mehr. In den Jahren 1554, 1584 und 1597 erhält der Ziegler eine Aufbesserung der Preise. Ferner werden des

<sup>28)</sup> Konstanzer Häuserbuch.



öfteren eiserne Formen erwähnt, die in ihren Maßen von dem Magistrat festgelegt sind. Über die Herstellung der Ziegel erfahren wir näheres durch Merian, den Übersetzer und Umarbeiter des im 17. Jahrhundert viel gelesenen Werkes „Garzonus, Allgemeiner Schawplatz / Marckt und Zusammenkunfft aller Professionen etc. (1640)“. Er sagt hierin: „Man gräbt den Leimen oder Leth / leget ihn einen Tag oder etliche in eine Kauten / darinnen Wasser stehet / biss er wol von dem Wasser durchdrungen und durchweichet / dass man ihn wohl arbeiten kan: darnach nimbt man ihn widerumb herauss / schlaegt ihn auff einen Hauffen / dass das uebrige Wasser abseige / alsdann hat man sonderliche Formen und Ramen / in Länge und Breyte / wie man die Ziegel haben will / darinn solcher Leimen mit der Hand und mit Gewalt wirdt eingetrucket / allda der Arbeiter alle Steinlein unnd Gestoeppf / so er darinnen findet / fleissig muss herauss lesen: und geschiehet solche Arbeit auff einem Tisch oder Brett / darauff truckener Sandt gestrewet / auff dass sich der Leth nicht anhaenge. Wenn sie nun alle formiret / stellet man sie an die Sonne / biss sie wohl aussgetrucknet / setzet sie hernach in den Ofen / welcher einem Kalkoffen fast gleich / un ist nur dieser Unterscheyd / dass jener rund / dieser aber viereckigt / und mehr in die Hoehe als in die Weite gerichtet ist / und hat zween Eingaenge / welche muessen gewoelbt seyn. Inwendig setzt man die underste Steine auch wie ein Gewoelb zusammen / dass sie dass Gewicht / so darauff zu setzen / moegen ertragen und auch dass Feuer erdulden. Wann sie nun also auff einander gesetzt / macht man das Feuer darunter / welches auch zum wenigsten acht Tage und mehr / nach der Menge der Arbeit / oder auch nach der Zeit dess Jahres muss staetig underhalte werden / biss der ganze Satz oder Hauffen wol schoen und hell erglueet / alsdann laesst man das Feuer abgehen: und soll man die Ziegeln nit ruetteln noch anruehren / biss sie wol erkaltet.“

Hinsichtlich der Deckungsmethoden vom Beginne des Mittelalters an bis in unsere Tage lassen sich zwei immer nachweisbare Grundtypen verfolgen. Die eine Art ist gewissermaßen eine Fortsetzung und Verarbeitung der antiken Deckungsart, die bekanntlich darin bestand, daß Platten mit aufstehenden Krempeu derart aufgehängt wurden, daß über je zwei benachbarte Ränder ein Hohlziegel zu liegen kam. Schon im 11. Jahrhundert benutzte man an Stelle der unteren Platten gleichfalls Hohlziegel und erhielt so eine Eindeckung, die ein derber Volkswitz mit dem Ausdruck „Mönch und Nonne“ belegte. Doch ist kaum zu zweifeln, daß diese Benennung erst dem Ende des 18. Jahrhunderts ihre Entstehung verdankt.

1564 gibt Leonhart Frönsperger in seiner „Bauw-Ordnung“ (für die Pfalz) eine genaue Beschreibung der Namen der einzelnen Dachplatten, ihrer Größe und ihrer Herstellung. Doch suchen wir nach der Bezeichnung „Mönch und Nonne“ vergeblich; vielmehr heißen die oberen Ziegel „die gross hol Zigel“, beziehungsweise „die gar grossen rinnen oder kelzigel“, auch „preiss“, und betragen die Abmessungen der Länge nach 20 Zoll, am oberen Ende 8, am unteren 6 Zoll. „Die gemein underzigel“ oder „hacken“ sind 18 beziehungsweise 19 Zoll lang; oben 6 und unten 5 Zoll breit, als Dicke wird 1 Zoll als zweckmäßig angenommen. Es entsprechen diese Dimensionen etwa den Maßen der im Germanischen Museum aufbewahrten Musterstücke, die 62 cm lang und oben 25 cm breit sind. Furttentbach gibt 1663 etwas von den vorigen abweichende Maße. In Abbildung 201–203 sind 2 Unterziegel sowie ein Oberziegel mit ihren entsprechenden



Dimensionen dargestellt. Der große Nachteil dieser überaus wuchtigen und monumentalen Deckungsart lag in dem ganz beträchtlichen Gewichte derselben; wog doch ein Quadratmeter etwa 180 Pfund. Es mag dies auch der Grund gewesen sein, daß man des öfteren die „Mönche“ wegließ und nur die „Nonnen“ an den Nasen, die jeder Hohlziegel hatte, auf der starken Lattung aufhängte. Die Fugen schloß man alsdann mit einer dicken Mörtelschicht. Im allgemeinen haben sich Mönch- und Nonnendächer wenig erhalten, dagegen finden wir Nonnendächer, landschaftlich im 18. Jahrhundert „Priependächer“ genannt, in den alten Orten der Bergstraße noch recht häufig. Neben der großen Schwere der Deckung war in vielen Fällen die unbedingt nötige starke Einspeisung derselben, sowie die damit verbundenen oft nicht geringen Kosten der Herstellung und Unterhaltung ein Grund, der im 16. Jahrhundert manche Köpfe anregte, hier einen

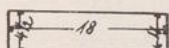


Abb. 201.

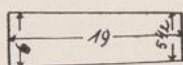


Abb. 202.

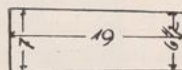


Abb. 203.


Ausweg zu finden. Es scheint dies zuerst den Holländern gelungen zu sein, indem sie einen Dachziegel herstellten, „der ein aneinander gewachsener ziegel aus platten und hol ziegel“ war, also unseren heutigen Fittichziegeln entsprach. „Im Niderland werden an etlichen orten dachzigel / under und ober oder preiss / wie mans nennet / alles an einander gebrannt / beschliessen sich zu beiden seiten wol und beheb / duerffen keiner speiss / seind wirig / solcher gebrauch wer gut / dass er an mehr orten auffkommen und gebraucht wuerde.“ Auch über die Abmessungen sind wir unterrichtet, und zwar betrug dieselben in der Länge  $1\frac{1}{2}$ , in der Breite 1 Fuß. Der Halbmesser a (Abb. 204) der links befindlichen Krümmung war mit  $\frac{3}{4}$  bis 1 Zoll, die Dicke des Ziegels mit  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Zoll dimensioniert. Ferner waren Nasen vorhanden, in Gestalt von „Knopff oder hacke“, mit denen die Pfannen auf die Latten gehängt wurden. Der landläufige Ausdruck für diese Deckungsart war „Ziegelhacke“ (bisweilen wird das  „Ziegelhacke“ (bisweilen wird das Mönch- und Nonnendach auch so genannt). Doch scheinen sie für Bürgerhäuser noch ein zu schweres Gewicht gehabt zu haben, und empfiehlt deshalb Furttenbach im Jahre 1640, statt ihrer lieber „Dachblatten“ zu verwenden. Es dürfte von Interesse sein, diese Ausführungen hier wiederzugeben, zumal in denselben genau die Eindeckungsart geschildert wird. „Noch eins will ich nit allein für dises / sondern auch für alle und jede hernach folgende Gebaw gesagt haben: Nemblich dass sie samentlich von guten wolgebraenten Dachblatten bedeckt werden. In bedeckung / dass die ernante Dachblatten vil ein leichter Dach / dann nit die Ziegelhacken geben. Welche Blatten man auch gar bestaendig nachfolgender gestalt auff den Dachstuhl legen kan. Erstlich so wird auff das Gebaelk dess Dachstuls / wie dann gebräuchig ist / mit seinen Latten gelattët / hernach aber so werden die viler nante von Letten gebraente Dachblatten zuvor ins Wasser gelegt, alsdann an ihren beeden Nebenseiten vermittelst der Maurkoellen mit wenigem Merthel bestrichen / solche

Abb. 204.



Dachblatten nun angehenckt / und wol zusammen getruckt / so beschliet der Merthel die Klufftern oder die Fugen der zusammen gerueckten Dachblatten ganz genaw. Hernach aber / und auff jede solche Fug wird oben ein wenig Merttel geworffen / alsdann die dritte Dachblatten (welche die vilernante Fug der beeden undern Dachblatten bedeckt) auch darauff gehenckt / Abermahlen wol nidergedruckt / und solches fortan kontinuiert. Endlich und inwendig under dem Dachstul aber / alle Blatten mit Merttel wol verworffen / so wird man im werck selbsten erfahren / wie leicht und doch beneben lang bestendig dergleichen Blattendaecher sein werden.“ Nach den Worten Furttensbachs will es scheinen, als sei die Plattendeckung erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts allgemein üblich geworden. Es ist jedoch erwiesen, daß Dachplatten in Nürnberg schon um 1300 gebräuchlich waren, und zwar in Gestalt der Schuppen- und Spitzziegel. Noch vorhandene Beispiele lassen eine sehr sorgfältige Arbeit verraten.

Was die Entstehungsursache der Dachplatten anbelangt, so wird man kaum fehl gehen, wenn man ihr Vorbild in den bis zum 16. Jahrhundert allgemein gebräuchlichen Schindeln erblickt. Andererseits kann die Patenschaft, wenn der Ausdruck gebraucht werden darf, der alten Hohlziegel nicht geleugnet werden. Einesteils weisen fast alle frühen Plattenziegel eine, wenn auch leichte Krümmung auf, andernteils besitzt die Art der Einspeisung, die uns Furttensbach in der oben angegebenen Stelle schildert, eine große Ähnlichkeit mit der des Mönch- und Nonnendaches. Bezüglich der Abmessungen der Dachplatten, die die Namen „Kuhmaeuler, Ochsenzungen, Ochsenmaeuler, Zungensteine, Bieberschwänze“, führen, sei folgendes bemerkt. Frönsperger gibt eine Länge an von 15 bis 16 Zoll (etwa 40 cm), eine Breite von 8 und eine Dicke von 1 Zoll. Es würde dieses Maß etwa dem im Konstanzer Rosgartenmuseum befindlichen, aus 1646 stammenden Exemplar entsprechen, das  $42\frac{1}{2}$  cm lang und 16 cm breit ist.

1663 gibt Furttensbach in seinem „Mannhafften Kunst-Spiegel“ folgende Maße: „Die lange Dachblatten ist 18 Zoll lang / 8 Zoll breit / und  $\frac{1}{2}$  Zoll völlig dick / bey den Kirchengebaewen / und grossen Haeusern zu gebrauchen. Die mittel Dachblatten ist 16 Zoll lang / 8 Zoll breit / und  $\frac{1}{2}$  Zoll völlig dick.“

Der bekannte Mathematiker und Architekt Leonhard Christoph Sturm gibt 1696 an, „man solle die platte steine / die unten entweder eine Spitze haben oder schauffeln / oder in die rundung abgeschnitten sind / 15 bis 18 Zoll lang / 8 bis 10 Zoll breit / und  $\frac{1}{2}$  Zoll dicke machen.“<sup>29)</sup> Er erwähnt ferner, daß die Ziegel Nasen haben sollen und in Reihen auf Latten derart aufgelegt werden müssen, daß die obere Schicht die untere nicht mehr wie 4 bis 5 Zoll überdeckt; demnach eine Lattung von 12 bis 14 Zoll Weite vorzusehen ist. Beim sogenannten Doppeldach soll die Überdeckung die Hälfte betragen, die Lattenweite  $7\frac{1}{2}$

<sup>29)</sup> Stieglitz gibt 1798 an, „die Biberschwänze haben eine übliche Länge von 16 bis 17 Zoll, bei einer Breite von 6 bis  $6\frac{1}{4}$  Zoll und einer Dicke von  $\frac{3}{4}$  bis  $\frac{5}{8}$  Zoll.“





Abb. 205. Alter Adelshof in Weinheim.



bis 9 Zoll sein.<sup>30)</sup> Hinsichtlich der Fugensicherung weicht Sturm von Furtttenbach jedoch insofern ab, als er empfiehlt „unter die fugen duenne Spaehne zu legen / und im uebrigen alles wohl mit Kalche zu verwahren.“

Eine weitere Art der Ziegelaufhängung soll nicht unerwähnt bleiben, die vermittelt einer Art Krempe erzielt wurde, indem man den ganzen oberen Rand des Ziegels umbog.

Im Beginne des 18. Jahrhunderts kommt man stellenweise von der Mörtel- und Kalkdichtung ab und sucht sich durch untergelegte Splissen aus Eichen-, Fichten- oder Tannenholz allein zu sichern. Bisweilen werden die Dachziegel auch in Moos gedeckt. Um 1750 verwendet man wiederum allgemein Kalkmörtel, den man mit Kälberhaaren vermischt und mit geringem Zusatze von feinem scharfem Sande mittels kleiner Kellen in die Fugen der Ziegel streicht. Als Schutz nach dem Dachinnern zu trägt man mit einem Pinsel Weißkalk in ziemlicher Stärke auf. Die Ausdichtung mit Kalkmörtel hat immer den großen Nachteil, daß es schwer ist, aus dem gemeinsamen festen Gefüge einen einzelnen Stein, der einer Auswechselung bedarf, herauszuholen, ohne dabei die benachbarten mit zu zerbrechen. Um diesem Übelstande abzuhelpen, griff man zu allen möglichen Mitteln. Man benutzte als Dichtungsmaterial Pferdedünger, Lehm, ferner ein Gemenge von Spreu und Ton und anderes mehr. Bisweilen verwandte man auch, namentlich bei Hohlziegeldächern, Strohwische, die jedoch den Nachteil der großen Feuersgefahr besaßen und deshalb des öfteren einen Überzug mit Lehm- oder Tonbrühe erfuhren.

An einigen Orten war ferner Gebrauch, an beiden Seiten des Hakens kleine Löcher einzuschlagen und den Ziegel nicht nur aufzuhängen, sondern auch noch durch hölzerne Stifte vermittle der Löcher zu befestigen. Seltener wurden Eisennägel benutzt, die zum Schutze gegen Rosten einen Ölfarbenanstrich erhielten. Als praktisch kann diese Eindeckung jedoch nicht bezeichnet werden, und mag sie ihre Entstehung wohl nur einer übertriebenen Ängstlichkeit gegen Feuer zu verdanken haben. Als eine Erfindung des 18. Jahrhunderts kann das noch jetzt gebräuchliche Kronen- oder schwedische Dach angesehen werden, das aber erst gegen 1790 schnelleren Eingang in Deutschland gefunden hat.

Schon um 1690 benutzt man fast allgemein die Biberschwanzdeckung, und erfreuen sich die Hohlziegel nur noch Beliebtheit zum Eindecken der Firsten, Walmen und Kehlen. Im Beginne des 18. Jahrhunderts sucht man sich bei Einkehlungen schon auf andere Weise zu helfen, und ist das sogenannte „Spriegeln“ sehr beliebt. Stieglitz beschreibt das Verfahren folgendermaßen: „Man legt in die Kehlen oder Winkel der Dächer, auf die Kehlsparren, Bretter oder Schwarten, die ein wenig hohl ausgehauen werden, und auf diese nagelt man, anstatt der Latten, Spriegel, oder gespaltene Stäbe

<sup>30)</sup> „Die Dekplatten koennen in allen reyhen gerade uebereinander geleget werden / und doerffen die obersten ueber die unteren nicht mehr als 4 à 5 Zoll uebertreten / muessen demnach die Latten wenigstens ein Fuss / hoechstens 14 Zoll weit von einander geschlagen werden. Die letztere Art aber wird ins Verbind geleget / dass allezeit ein Ziegel ueber die Fugen zweyer anderen zu liegen kommt / und muessen wenn das Dach recht fest und beständig sein soll / um die Helffte uebereinander geleget werden / daher die Latten 7 1/2, bis 9 Zoll weit von einander geschlagen werden muessen.“



von Weiden, Haseln oder jungem Eichenholze, wie sie zu den Reifen der Fässer gebraucht werden, auf welche man die Dachziegel (gewöhnliche Biberschwänze oder besondere keilförmige Formziegel) hängt. Da die Spriegelstöcke kaum halb so breit sind, als die gewöhnlichen Dachlatten, so müssen sie näher aneinander genagelt werden, wodurch auch das Dach mehr Festigkeit erhält, weil die Ziegel dichter übereinander kommen.“ Die Anschlüsse an Gauben und Schornsteine erzielte man, indem die Latten an den Anstoßstellen mit kleinen Klötzen benagelt wurden, so daß die betreffenden Ziegel eine erhöhte Lage erhielten und so einen leichten Wasserabfluß ermöglichten. Immerhin bereitete der Gaubenanschluß Schwierigkeiten, und benutzte man vielfach als Ersatz eine besondere Ziegelform, die sogenannten Kaff- oder Kappziegel (Abbildung 206). Dieselben dienten nur dazu, in den Dachraum Licht einzulassen. Ihre Länge entspricht der der gewöhnlichen Biberschwänze, dagegen sind sie dreimal so breit wie diese.



Abb. 206.

Schon früh erhielten die Ziegel einen gewissen künstlerischen Schmuck und ist es erwiesen, daß im Mittelalter die Ziegel vielfach mit einer farbigen Glasur versehen und in Streifen, Rauten oder Zickzackmustern wie ein Teppich über die Dachfläche ausgebreitet wurden. Als Farben kamen zur Verwendung Gelb, Braun, Blau, Weiß und Schwarz. Sturm empfiehlt die blaue Farbe „der verglaeseten Dachziegel“ als die beste und schönste, bemerkt aber zugleich dabei, daß derartige Dachplatten recht teuer sind, wie auch „die Ziegel / daraus man Simsen und Krantzen streicht / welche schon der Glieder Gestalt haben.“

Es sei hiermit die Deckung der Dächer vermittelt Ziegeln in obigen kurzen Umrissen genügend charakterisiert, und wenden wir uns nunmehr der Schieferdeckung zu. Erwähnt wird dieselbe schon im 13. Jahrhundert, doch benutzte man den „scheverstein“, landschaftlich auch „leye“ genannt, fast nur in Nord- und Mitteldeutschland und auch nur dort, wo ein Transport mit keinerlei Umständen und Kosten verknüpft war. In Süddeutschland findet die Schieferdeckung sehr langsam Eingang und wird zumeist nur bei größeren Gebäuden, so namentlich zur Eindeckung der „welschen Hauben“ benutzt. Im 17. Jahrhundert scheinen auch kleinere Privathäuser sich des öfteren dieser Deckungsart erfreut zu haben. Besonders berühmt durch ihre Güte waren die thüringischen Schieferplatten, während man von den Harzer behauptete, sie hätten keine lange Dauer. Hinsichtlich der Art der Eindeckung sowie der Größe der benutzten Platten gibt uns Sturm genauen Aufschluß: „Zum Dachdecken schicket sich der Schieferstein sehr wohl / stehet sauber / ist leicht / und wo man das regenwasser zu rathe halten muss / faellet das Wasser aus solchen Daechern schoener als von Ziegeldaechern. Durch jedes stueck schieffer zum dachdecken / welches 18 bis 20 Zoll hoch und 8 à 10 Zoll breit seyn soll / muessen zwey loecher gleich auf den Schiefferhuetten gebohret werden / dass man jedes zweymahl annagele. Unter den Schieffern pflaget man kreutzweiss zu latten / unnd die latten sehr nahe zusammen zuschlagen. Am besten ist / das gantze Dach mit Brettern zuzuschlagen / welche an der einen seite allezeit um die dicke eines Schieffersteines dicker als auf der andern seite seyn sollen / wie wohl dieses von wenigen obseruieret wird. Die Schieffersteine sollen so denn zum wenigsten 4 Zoll laenger seyn als die breite der Bretter ist.



Die Einkehlen wo zwey Daecher einen winckel zusammen machen / die ecken der Walben und die Foersten werden mit Bley gedecket und muessen ja wohl und fleissig verwahret werden. Diese drey inconuenientia sind bey den Schiefferdaechern / dass sie muessen sehr steil gemachet / und zum andern fast alle jahr bestiegen werden / weil sie gar zu leicht schadhafft sind. Drittens sind sie gar zu schlimm in feuersbruensten / gestalt sie glueend weit weg springen oder fliegen und nicht nur die loeschende beschaedigen / sondern auch die benachbarten Gebaeuden leichtlich anstecken.“

Im 18. Jahrhundert tritt eine Änderung in der Deckungsart insofern ein, als man die Bleikehlen zu vermeiden sucht und statt deren die Schieferplatten benutzt;



Abb. 207.

man geht stellenweise so weit, First, Kehlen, Grate und Ortgänge auch bei Ziegeldächern mit Schiefer zu belegen, von dem man sich eine größere Haltbarkeit (entgegen der älteren Anschauung) versprach. Es sei nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, in welcher reizvoller Weise vorstehende Dachteile, wie z. B. Gauben in Schiefer an den Seiten und oben ausgekleidet wurden. Geradezu künstlerisch wirken oft die Übergänge der Schiefer in die Ziegelplatten und sei hier auf Abbildung 207 hingewiesen, die ein typisches Beispiel für diesen Fall gibt.

Beachtenswert ist ferner die Schieferung des Dachbruches des auf Abbildung 208 dargestellten Gebäudes. Die ganze Ausbildung (an der rechten Ecke zu erkennen)



deutet in ihrer Anordnung auf die bekannten Blei- und Kupferbeläge der französischen Dächer als Vorbild hin.

Metalldächer erfreuen sich bei bürgerlichen Bauten keiner großen Beliebtheit, einesteils wegen des hohen Preises, andernteils weil dieselben bei ausbrechendem Feuer



Abb. 208.

recht gefährlich werden, leicht schmelzen „und auf die Leschenden sich grausam ergiessen“. Vereinzelt finden wir Blei- oder Kupferdeckung an den Firsten und dem Bruche der Mansarddächer, ein Brauch, der von Frankreich her übernommen wurde. Beliebt war auch die Verwendung von Kupfer bei den oft sehr reich ausgestatteten Dachgauben. Es sei hierbei auf ein von Schübler entworfenes Beispiel hingewiesen

Göbel, Süddeutsches Bürgerhaus.



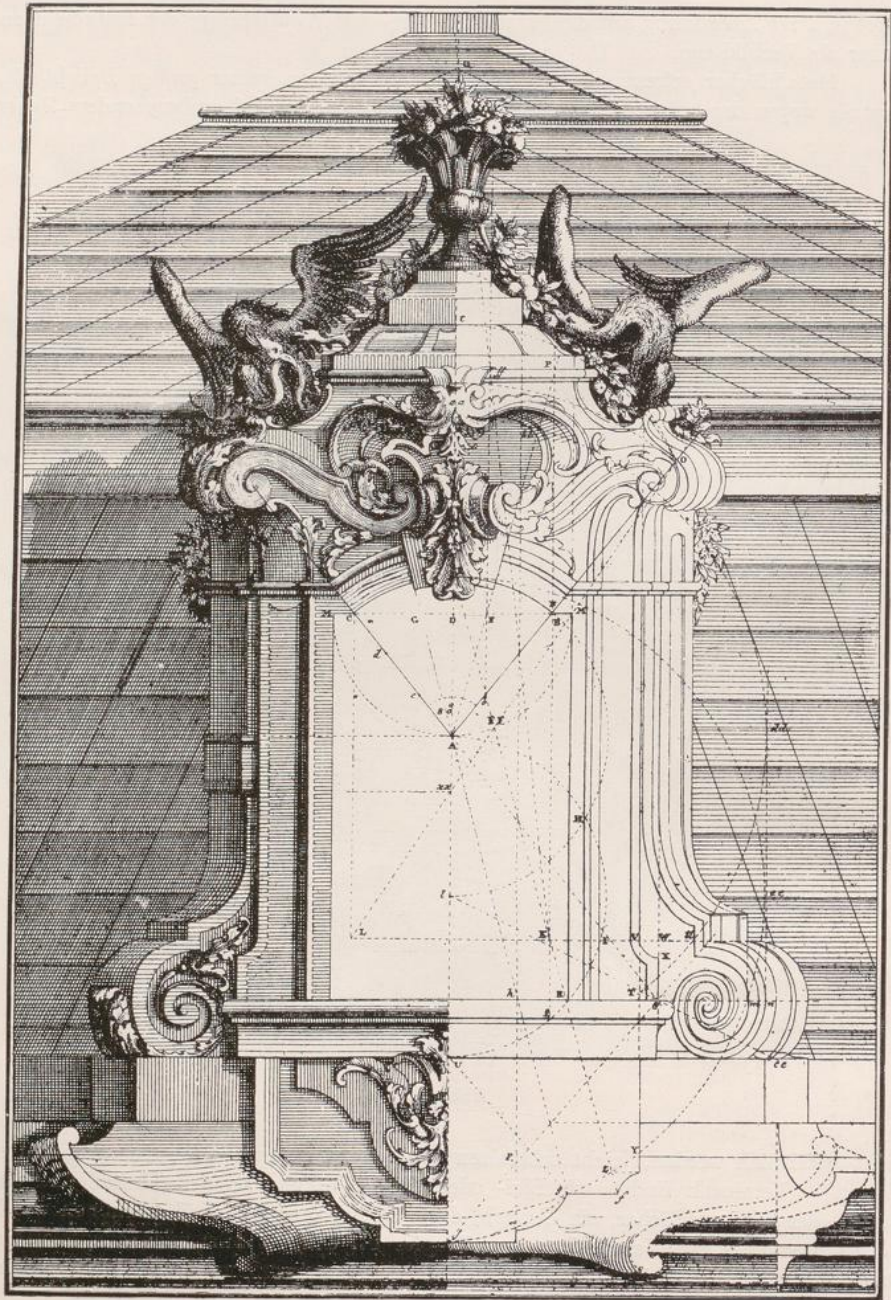


Abb. 209.



(Abbildung 209), das eine derartige Anordnung in sehr vollkommener Weise uns vor Augen führt.

Bleidächer wurden in Gestalt von gegossenen größeren Platten verlegt, die an den Rändern durch Falze gehalten waren. Bisweilen benutzte man auch eine Lötung, bestehend in einem Gemisch von zwei Teilen Blei und einem Teil Zinn. War bei dem Bleidach eine Nagelung außerdem noch allgemein gebräuchlich, so kam diese wie auch die Lötung bei dem Kupferdache in Fortfall. Zum Schutze gegen Patinabildung, die man als schädlich für das Dach ansah, erhielt das Kupferdach in der Regel einen Anstrich mit Ölfarbe.

Zum Schlusse sei auf die Eisenblechdeckung hingewiesen, die von Schweden aus zu Ende des 17. Jahrhunderts ihren Einzug in Deutschland hielt, jedoch kaum zu einiger Bedeutung gelangte. Statt des gewöhnlichen, dem Roste zu stark ausgesetzten Bleches nahm man späterhin ein auf beiden Seiten verzinntes. Die Verlegung erfolgte ganz wie bei dem Kupferdach mittels flach geschlagener Falze. Als endgültige Schutzschicht wurde ein mehrmaliger Ölfarbenanstrich gewählt, beziehungsweise man strich Firnis in zwei bis drei starken Lagen auf.

Es seien zum Vergleiche einige aus dem Jahre 1740 stammende Preise für die verschiedenen Deckungsarten angeführt, und zwar sind dieselben berechnet für ein Gebäude von 80 Fuß Länge und 40 Fuß Breite. Die Kosten der Eindeckung würden alsdann sein:

|  |                               |                             |
|--|-------------------------------|-----------------------------|
| Von Stroh, ein Schock Bunde                                      | } zu 2 Rthln. gerechnet . . . | 85 Rthl.                    |
|  |                               | zu 3 Rthln. gerechnet . . . |
| Von Schindeln . . . . .  |                               | 44 Rthl.                    |
| Von Schluss-Ziegeln . . . . .                                    |                               | 100 Rthl.                   |
| Ein einfaches Dach von Biberschwaentzen . . . . .                |                               | 109 Rthl.                   |
| Ein Doppel-Dach von Biberschwaentzen . . . . .                   |                               | 208 Rthl.                   |
| Von Schieffern, solche 8 Meilen weit zu fahren . . . . .         |                               | 710 Rthl.                   |
| Von Sollinger-Steinen, solche 3½ Meilen weit zu fahren . . . . . |                               | 510 Rthl.                   |
| Von Bley . . . . .   |                               | 1360 Rthl.                  |
| Von Kupfer . . . . .   |                               | 2244 Rthl.                  |

## 2. Dachformen.

„Darmit sol auch forthin keinem Zimmermann gestatt noch zugelassen werden / einem Bauwhern ein hohen dachstul mit einem zugespitzten eck oder winckel under den fierst oder gibel anzugeben noch zu machen / sonder sollen sich zu flachen nidrigen dechern mit stumpffen ecken und winckel befleissen / dass die dachsparren oben under dem gibel oder fierst / wie forne her auch vernommen / geschreg kreutzweiss uber einander geschrenckt / verbunden mit einem durchgeschlagenen nagel / dass der fierst auff oder in selbigen scheren liegen kan / unnd in alle weg sol an sonder bewegender ursachen kain dach mit ein scharpffen eck under den 45. g r a t erlaubt und verguennt werden / sonder wo mueglichen dass man sich mit oberzelten dachsparren und dero gibel ecken / eines gevierdten quadrats eck und winckel gebrauche / das gibt die bequemsten unnd besten dachwerck / denn die gar hohen abgeschossen decher die gebeuw